



1920-11-09

Burkhard Breitners Erlebnisse in Sibirien

Alice Schalek

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19201109&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schalek, Alice, "Burkhard Breitners Erlebnisse in Sibirien" (1920). *Essays*. 901.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/901

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Burkhard Breitners Erlebnisse in Sibirien.

Die Macht der Persönlichkeit.

Von **Alice Schalek**.

Eigentlich sind es nur wenige äußere Erlebnisse aus seiner sechsjährigen sibirischen Gefangenschaft, die in Dr. Burkhard Breitner einen tiefen Eindruck hinterlassen haben, und auch sie nur durch ihre Beziehung zu den inneren, die er für die wichtigsten hält, getreu dem Wesen des irgendwie Begabten, der die Augen vor all dem schließt, was nicht geeignet ist, ihn zu befruchten. Aber die leidenschaftliche Betonung der Wichtigkeit dieser inneren Erlebnisse wird jetzt einen um so größeren Widerhall bei uns finden, als auch wir inzwischen – und in grausamster Art – darüber belehrt worden sind, welche geringe Wirkung, kurze Dauer und ungeheuerlich Wandlungsfähigkeit selbst den lärmendsten äußeren Ereignissen zukommt, so daß wir Ausschau nach Männern halten, die uns wieder einen geistigen Inhalt geben. Dazu taugen nun überraschenderweise die Heimkehrer besser als die Hiergebliebenen, die den sittlichen Zersetzungsprozess mitgemacht haben, sich zwar noch für anständige Menschen halten, aber erst durch den Zusammenstoß eines unveränderten Österreichertums mit ihrem gewandelten blitzartig erkennen, wohin sie geraten sind. Und es mag sich bald herausstellen, daß nicht wir für diese ungebeugt heimkehrenden, echt gebliebenen Österreicher sorgen müssen, sondern daß wir ihre Sorge sind. Falsch war es, zu glauben, daß wir und sie ihre sechs kostbaren Jugendjahre verloren haben, nein, ein günstiges Schicksal hat sie aufgespart, um uns in der Zeit der größten sittlichen Not wieder Mitbürger zu beschenken, die imstande sind, uns an unsere alte Österreicherehre zu mahnen.

Wenn auch Dr. Burkhard Breitner schon eine Persönlichkeit war, als er von uns ging, und wenn auch Rußland dazu gehörte, um dieses Talent zur Entfaltung zu bringen, das Wunderbare der leuchtenden Macht, die jetzt von ihm ausgeht und die ihm den jubelndsten Empfang von Tausenden ihm fremder Menschen zuteil werden läßt, entspringt dem Kontrast der Geradlinigkeit seiner Entwicklung zu der Krümmheit der unserigen, des hellen Kluges seiner ungebrochenen Moral zu dem brüchigen der hiesigen.

Daß Breitner in ganz Sibirien bis nach Japan ein berühmter Mann werden konnte, ist ein flammender Beweis für zwei immer wieder durch Zufälle verdunkelte Grundsätze: daß zu dauernden Ehren nur der Ehrenhafte gelangt und daß die Persönlichkeit sich überall rasch durchsetzt. Der amerikanische Handelskönig Armour sagte einmal in seinem Kontor angesichts der an Hunderten von

Pulten arbeitenden Masse seiner Angestellten: „Nach vierzehn Tagen weiß ich von jedem, was er wert ist, und spätestens nach einem Jahre ist jeder dort, wohin er gehört.“

Sibirien hat unglaublich rasch gewußt, was Burkhard Breitner wert ist, wenn es auch unglaublich lang gedauert hat, ehe er selbst eine Ahnung davon bekam: ein Symptom des Wesens der Persönlichkeit, die nur instinktiv und nicht bewußt wirkt und fast ohne eigenes Wollen das der anderen bezwingt.

Ganz am Anfang des Krieges ist es gefangen worden, noch jung, eben erst dreißigjährig, aber doch nicht, ohne sich bereits einen Namen gemacht zu haben. War er doch während seiner Studentzeit in Graz Dramaturg des dortigen Theaters gewesen, hatte er doch schon unter dem Namen Bruno Sturm zwei literarische Essays erscheinen lassen: „Die Spinne von Isara“ und „Glatteis“. Er war vor allem schon einmal im Krieg gewesen, im Balkankrieg, über den er bemerkenswerte Tagebücher veröffentlicht hat. Tagebücher, in denen „gottlob das Gegenständliche vom Kriege“ steht, denn jetzt hat er sich nur mit seiner ethischen Seite abgegeben.

Wissend, was Krieg ist, ging Breitner dennoch mit glühender Vaterlandsbegeisterung in seinen zweiten Krieg, als Arzt natürlich, aber in erster Linie als Patriot. Bemerkenswert dabei ist, daß er behauptet, er würde dies auch dann ehrlich bekennen, wenn er hier durch den Novemberpazifismus hindurchgegangen wäre.

Als er damals, im September 1914, durch Ungarn an die Front rollte, winkte ihm auf einer kleinen Station ein Bauer nach. „Dem sein Häus'l zu erhalten, ist ein Menschenleben wert“, dachte er damals. Und auch heute sieht er darin die Verkörperung des Staatsgedankens.

Breitner bringt nämlich die österreichisch-ungarische Vaterlandsliebe unversehrt wieder mit. Und fängt jetzt, wo die Tschechen und die Südslawen zur Entente gehören, an zu erzählen, wie patriotisch, wie heldenhaft, wie opferbereit für das damalige gemeinsame Vaterland seine tschechischen, kroatischen, slawischen und ungarischen Kameraden gewesen. Es klingt wie längst versungene Lieder. Dr. Breitner hat aber die wesentliche Eigenschaft der gefestigten Persönlichkeit, sich vollkommen klar und bewußt einstiger Empfindungen zu erinnern und sie niemals – was immer sich auch geändert haben mag – abzuleugnen.

Diese österreichische Vaterlandsliebe war es auch, die Breitner zu dem gemacht hat, was er geworden ist. Der Heimat Ehre machen, war die geheime Triebkraft seines Handelns. Außer den Engländern konnten das im Ausland eigentlich nur die Österreicher, denen das Zusammenhausein mit

Andersgearteten die Fähigkeit gab, sich auch losgelöst vom Rahmen des gewohnten Lebens in jeder neuen Situation zurechtzufinden, während die meisten anderen Völker sich in das Prestige ihrer Nation kleiden mußten. Das ganze Spital, mit dem Breitner gefangen wurde, vor allem sein Kollege Dr. Kutschera, der ihm noch lange treu zur Seite blieb, teilte diesen Ehrgeiz.

In Omsk waren sie auswaggoniert und in ein schlechtes Lager gebracht worden, unter schlechter Behandlung auch seitens der Ärzte und in tiefster Ungewißheit über ihr Schicksal. „Hier packte mich die Verzweiflung, etwas zu arbeiten. Man saß da – endlos – ohne Arbeit, fühlte die Schmach des Gefangenseins und dachte, nach Hause könne man so beschmutzt nie wieder zurück.“ Wie lange dieser arbeitslose Zustand gedauert habe? Sind dem Gefangenen dort Monate, Jahre entglitten? „Drei Tage,“ fährt Breitner fort, „drei schreckliche tödliche Tage, nachdem wir zwei Wochen auf der Bahn herumgefugelt waren. Fast gemütskrank war ich schon.“ Aber am vierten Tage kam ein Zug mit reichsdeutschen Gefangenen, fast alle schwerverwundet, zerfetzt, mit abgerissenen Gliedern. „Was war das damals noch für herrliches Menschenmaterial, Recken und Hünen, und darunter Maler und Pianisten mit abgeschlossenen Händen! Dieser grausamste und wunderbarste Augenblick meines Lebens entschied endgültig über mein Schicksal. Was nachher kam, war nur mehr Ausbau und Entwicklung. Damals wußte ich's: Helfen ist meine Mission. Nicht politisieren, nicht herumreden. Hilf ihnen, sagte ich mir. Und dieser Gedanke wuchs dann lawinenartig an.“

Schon am ersten Tage, an dem er angefangen hatte, die Leute zu verbinden, stellen sich zwei merkwürdige Tatsachen heraus: erstens, daß unter den Russen es niemand wagte, ihn daran zu hindern, und zweitens, daß unter den Deutschen sich ein überwältigender Stimmungsumschwung vollzog. Das bloße Bewußtsein: es ist jemand da, der etwas macht, der sich kümmert, den man rufen, um Hilfe bitten kann, machte aus den tierisch Verstörten Menschen, verlieh auch den am krampfhaftesten verzerrten Gesichtern einen glücklichen Ausdruck und brachte in die grauenhafteste Unordnung Disziplin.

So geschah es überall, so blieb es. Instinktiv erkannten alle, die mit Breitner zu tun hatten, daß er persönlich nicht zu treffen, nicht zu fassen sei, daß er keine verwundbare Stelle habe, weil es sich ihm nur um die Sache handle, um welcher willen er da sei. Persönliche Schikanen konnte man ihm bereiten, nicht aber die Sache vereiteln, die er vertrat. Sowohl die Russen als auch – und das hielt er für das Wesentliche – die eigenen Leute mußten ihm vertrauen, und Breitner wußte, daß man sein Vertrauen gewinne. Da hieß es also, gleich das schwere Opfer bringen, das des medizinischen Ehrgeizes. Und während er wußte, wie daheim die Kollegen von ihm erwarteten, daß „der Breitner mit dem Mordsmaterial“ voll von wissenschaftlichen Studien und Errungenschaften heimkehren werde, legte er

sofort und gründlich jeden „ärztlichen Firlefanz“ beiseite. Wohl war er der einzige moderne Chirurg in Sibirien, und jedenfalls der erste, der den damaligen Stand der europäischen Chirurgie dorthin verpflanzte, aber es war nicht seine ärztliche Kunst, die ihm die Macht über die Menschen gab, sondern seine menschliche. Unter Czechen lag dort ein Italiener, unter Deutschen ein Rumäne, die kein Mensch verstand, auch er nicht, aber solche Leute fühlen zu lassen, daß Hilfe für sie vorhanden sei, das machte er zu seiner Aufgabe.

Fünf Wochen in Omsk genügten, um die Russen auf ihn aufmerksam zu machen und um ihre Unterstützung zu erzwingen, wie es denn um ihn herum niemals Partei- oder Nationalitätenhader gab und er in den ganzen sechs Jahren nicht ein einziges böses Wort zu sprechen genötigt war. Noch als auf der Heimfahrt eine Rotte von Notgardisten ihn als Reaktionär anging, wurde sie von seinen eigenen Leuten niedergedrungen, die ihr zuriefen: „Was immer er denkt und glaubt – diesem Menschen, diesem Mann lassen wir nichts zuleide tun!“

Schon nach jenen ersten fünf Wochen wurde ihm ein russisches Spital angeboten, er hätte nichts gebraucht, als sich als Slawe auszugeben.

Breitner erwähnt nicht einmal, daß er es ausgeschlagen habe, sondern erzählt, daß er dann nach Nikols-Ussurist transportiert wurde, wo der Name Eiselsberg wie ein „Sesam, öffne dich!“ wirkte. Jeder halbwegs gebildete russische und japanische Arzt kannte ihn und Dr. Breitner erzählt, er habe sich mehrere Jahre von diesem Namen tragen lassen, ehe seine eigene Persönlichkeit sich durchrang oder zumindest, ehe er sich dessen bewußt wurde. Der russische Generalstabsarzt Dr. Sonnenblick habe aus den 12.000 Mann, die frierend in äußerer und innerer Kälte zwischen nackten Mauern lagen, den Schüler Eiselsbergs herausgeholt und arbeiten lassen. Wenn auch der Russe durch den Mittelsmann von Eiselsberg lernen wollte, er hielt auch dann zu ihm, als er der Deutschfreundlichkeit denunziert wurde. Er fiel als Opfer der Revolution, aber auch seine Nachfolger konnten an dem durch ihn geschaffenen Zustand nichts ändern, Breitners Tätigkeit war zu notwendig geworden.

Damals war es noch die ärztliche und nationale Überlegenheit, noch nicht ausschließlich die moralische, die Breitner und seinen Mitarbeitern, die er sich aus seinen Lagergenossen heranbildete, die unantastbare Macht über die Russen verschaffte. Ihr instinktiver Stolz auf ihr Österreichertum äußerte sich meist in einer negativen Kritik der dortigen Zustände. „So was kann auch nur in Rußland passieren,“ pflegten sie zu sagen, sich an ihre Erinnerungen klammernd. Was natürlicher, als daß sie zusammenbrachen, als Österreich zerfiel. Die Enttäuschung, die Erschütterung waren so groß, daß

Breitner im Lager ein sittliches Debacle befürchtete. Abermals sagte er sich: „Hilf ihnen!“ Und nach harten Kämpfen rang er sich durch, kein Österreicher mehr, aber ein Mensch zu sein.

Breitner war ein so fanatischer Österreicher gewesen, daß er es volle vier Jahre hindurch starrsinnig ablehnte, auch nur ein russisches Wort auszusprechen, einen russischen Buchstaben lesen zu lernen. Während der dumme Ignorant im Lager bereits Russisch kauderwälschen konnte, nahm er sich ostentative zu jeder Behörde einen Dolmetsch mit. Er sah in den Russen die Feinde seines Vaterlandes und weigerte sich lange Zeit hindurch, Russen zu behandeln. Er dachte darin so primitiv wie seine Soldaten, die ihn scheel angesehen hätten, würde er einen Russen gerettet haben.

Breitner erzählt das, weil er so empfand, aber auch, weil ihm, der die Feinde wissen ließ, daß er sie als solche betrachte, von ihnen trotzdem alles zugestanden wurden. Zur Besiegung auch den grimmigsten Feinde brauchte er nicht gegen sie zu kämpfen, sondern nur gegen sich selbst, weil, wer sich selbst in der Hand hat, auch die anderen in die Hand bekommt. Nirgends zeigte sich dies unzweideutiger als im Lande Dostojewskis. Breitners Grundsatz war, sich auch in der letzten Ecke der Welt nicht gehen zu lassen, nichts Unreines zu tun, weil auch eine geheim gebliebene Sünde dem Schuldigen das Kainszeichen auf die Stirn brenne, und nur die Unbefangenheit der Unschuld mächtiger ist als ein Bajonett. Breitner hat nie im Kriege außeracht gelassen, daß die Leidenschaft und der Gehorsam des Durchschnittsmannes genau so lange dauern, wie sein Vertrauen in den Führer, und daß ein unaufhörlich wacher Instinkt auch im stumpfsten Knecht die Uhr des Vertrauens auf die richtige Zeit stellt. So hat Breitner mitten in der wildesten roten Flut sein Lager vor ihr behütet, trotzdem er unentwegt die bedingungslose Unterwerfung des Mannes unter den Führer gefordert hat, weil er verstand, daß die Auffassung des einfachen Mannes vom Kommunismus darin besteht: „Niemand soll es besser haben als ich.“

So wies er auch die verlockendsten Anträge dankbarer reicher Patienten ab, mit ihnen im Wagen zu fahren, in ihrer Stadtwohnung Aufenthalt zu nehmen oder mit ihnen in einem seinen Restaurant zu speisen, trotzdem ihn, der jahraus jahrein die Spitalskost mit den Genossen teilte, schon beim Vorübergehen an den Spiegelscheiben die Begierde quälte.

Breitner hatte nach dem Zerfall Österreichs seine Weigerung, Russen zu behandeln, aufgegeben, wenn auch nach innerem Ringen. Da er mit dem Vaterlande auch die Feinde verloren hatte, sah er nunmehr seine Pflicht darin, als Mensch Menschen zu helfen. Freilich niemals als Berufsmensch

zahlenden Patienten; niemals, weder direkt noch ungeschminkt als Gabe für das Lager, hat er ein russisches Honorar berührt.

In dieser Zeit, da ihm das Österreichertum versank, blieb der Gedanke an eine Flucht, den er bisher leicht hatte wegscheuchen können, immer länger an ihm haften. Hatte diese Idee doch für Breitner, den jungen, kraftvollen, sportgeübten Mann von jeher den verführerischen Reiz des Abenteurers gehabt und als Schluß dazu hatte seine Phantasie sich den Triumphzug der Heimkehr ausgemalt, nach welchem er sich in rein menschlicher und männlicher Natürlichkeit sehnte. Breitner scheut sich gar nicht, das offen zuzugeben. Auch hetzte ihn oft die Angst, die Fortschritte der Wissenschaft hoffnungslos zu versäumen. Aber jedesmal, wenn er den Krankensaal betrat, erkannte er, daß er diesen Posten nicht verlassen dürfe. Das unbeschreibliche Fluidum, das von ihm ausging, ließ jeden sofort fühlen, daß er da sei. Wohl hatte er tüchtige, hingebungsbereite und fanatisch ergebene Mitarbeiter, so daß er beruhigt ab und zu anderswo operieren konnte, aber kam er dann zurück, so war das Aufatmen seines Spitals so fühlbar, so dramatisch, daß er wieder den Gedanken an eine Flucht von sich weschob, so mächtige Seelenkämpfe er auch in ihm auslöste. Würde man ihm nicht sein Ausharren in dem sichern Rest als Feigheit auslegen? Und der Vorwurf der Feigheit erschien Breitner auch nach dem Zusammenbruch der früheren Weltanschauung als die tiefste Schmach eines Mannes. Und eines Tages stieß er beim Grübeln auf einen entsetzlichen Verdacht gegen sich selbst: war er nicht am Ende wirklich feig, putzte er nicht sein Unterdrücken mit edler Aufopferung auf und sagte nicht Eiselsberg stets: „Niemand ist unersetzlich!“?

In Breitner war der Offizier oft stärker als der Arzt, aber in Sibirien erfuhr er durch seine Mitarbeiter, einen Tiroler Feldwebel, einen Gärtner aus Floridsdorf und einen Bäcker aus Gänserdorf, daß immer das Urteil der augenblicklichen Umgebung das wichtigste ist. Diese Wahrheit lernt wohl jeder kennen, der in eine neue Lebenslage gerät, aber nur der bedeutendste Mensch bewahrt auch noch, nachdem er sie verlassen hat, die Erinnerung an ihren Einfluß auf. Breitner weiß noch heute ganz genau, daß die Sorge darüber, was diese Leute von ihm denken, wie seine Flucht sie aus dem Gleichgewicht werfen würde, den Ausschlag gab, während so mancher Frontkämpfer gar nicht ahnte, daß ihm seine Tapferkeit aus den Augen seiner Zuschauer erwuchs.

Aber so großen Wert Breitner auf die Meinung seiner Umgebung legte, gänzlich Besitz von ihm durfte niemals einer nehmen. „Man soll jedem gastliche Aufnahme, niemandem aber eine dauernde Heimstätte in seinem Herzen gewähren“, sagte er mit einem schönen Wort. Innerlich frei müsse der Führer bleiben, zerbricht ihn auch manchmal die Einsamkeit. Niemals dürfe er selbst mit den Leidenden

leiden, mit den Verzweifelnden verzweifeln, nicht der Mitleidige, nur der Starke sei fähig, Helfer zu sein. Gehe man auch innerlich zugrunde, nie dürfe man das vor Menschen zeigen, die an einen glauben sollen, und das sagt der Mann, der Berge versetzt hat durch die Fähigkeit, Menschen an sich glauben zu machen.

Und so setzte er sich schließlich mit dem Wahlspruch seines Lehrers auseinander: „Mitarbeiter sind nicht unersetzlich, Führer aber doch.“ Und deshalb blieb er.

Daß seine Mitarbeiter ihn festhalten konnten, kam von seiner Entdeckung her, wie viel spezialistische Fähigkeiten doch jeder Mensch besitze, wie hoch er ethisch steige und wie wertvoll er werde, läßt man ihn sich am richtigen Platze betätigen. Nicht darin sieht Breitner also die vornehmste Aufgabe des Führers, diese Fähigkeiten zu finden – ringen sie sich doch so erstaunlich schnell von selbst durch –, sondern sie nicht zu hindern. „Hindert doch nicht fortwährend!“ begehrt Breitner leidenschaftlich von der Welt und diese Forderung ist das Hauptergebnis seiner sechs sibirischen Jahre. Versagte einer mit seinen Befehlen, so mahnte er immer wieder: „Schafft nicht so viel an, sie willen ohnedies, was sie zu tun haben, aber hindert sie nur nicht daran, denn das macht sie wütend!“

Die Zertrümmerung der Solidarität der Weißen hat den Osten auf so veränderte Grundlage gestellt, daß Breitner sich unbeeinflusst von ihr sein Urteil über die Japaner bildete, unter deren Vorherrschaft ganz Ostsibirien steht. Ihm schien der japanische Staatsgedanke vor allem in seiner Art unerreichbar und er bewunderte zwei japanische Soldaten, die nachts den betrunkenen Offizier nach Hause tragen und morgens ohne Wimperzucken stramm vor ihm stehen. Sie sehen eben die beste Methode, sich zu verteidigen, in der Unterordnung unter einen Offizier, und Breitner hat es sich gemerkt, daß sie die Sache von der Person zu unterscheiden wissen. Kühl und aufmerksam studiert Breitner das alles, nur zum Schluß reißt ihn sein Temperament hin, dem japanischen Kapitän des Heimkehrerdampfers zu danken, daß er seine Verachtung bezeugte, als von einem Schiff „Hans“ herübergerufen wurde. Und doch dürfte dieser Japaner nicht von der Untugend, sondern nur von der Dummheit der Weißen hingerissen worden sein, die sich für den lachenden Dritten zerfleischen.

Daß Breitner seine eigenen Erkenntnisse ernste nimmt, sondert ihn von vielen neuen Wienern, die das verlernt haben. Aber die Stadt empfindet diesen Zustand gewissermaßen wie einen des Wartens, und sie war noch nie so bereit wie jetzt, dem Ruf des Guten zu folgen. Breitner hat gemeint, ein Opfer zu bringen, als er in Rußland blieb, aber das Schicksal wußte es besser, es bewahrte ihn davor, sich hier nutzlos zu verbrauchen. Jetzt aber folgen wir ihm gern, wenn er uns führen will, und sehnen

uns danach, wieder solche Österreicher zu werden, wie er einer geblieben ist. Breitner kam mit der Idee nach Hause, seine Mission erfüllt zu haben, und hier wird er nur zu bald erkennen, daß sie jetzt erst eigentlich beginnt, und daß alles nur ein Umweg zum eigentlichen Werke war. Rußland hat ihm erst alles geben müssen, ehe er sich Österreich geben kann.

Burkhard Breitners Erlebnisse in Sibirien.

Die Macht der Persönlichkeit.

Von Alice Schalek.

Eigentlich sind es nur wenige sibirische Erlebnisse aus seiner sechsjährigen sibirischen Gefangenenschaft, die in Dr. Burkhard Breitner einen tieferen Eindruck hinterlassen haben, und auch sie nur durch ihre Beziehung zu den inneren, die er für die wichtigsten hält, getreu dem Wesen des irgendwie Begabten, der die Augen vor all dem schließt, was nicht geeignet ist, ihn zu bestrafen. Aber die leidenschaftliche Betonung der Wichtigkeit dieser inneren Erlebnisse wird jetzt einem um so größeren Widerhall bei uns finden, als auch wir inzwischen — und in ganz anderer Art — darüber belehrt worden sind, welche geringe Wirkung, kurze Dauer und ungeheuerliche Wandlungsfähigkeit selbst den lärmendsten äußeren Ereignissen zukommt, so daß wir Ausschau nach Männern halten, die uns wieder einen geistigen Inhalt bieten. Dazu taugen nun überraschenderweise die Heimkehrer besser als die Kriegesgebliebenen, die den sittlichen Verheerungsprozess mitgemacht haben, sich zwar noch für anständige Menschen halten, aber erst durch den Zusammenstoß eines ungewohnten, anderen Desterreichertums mit ihrem gewandelten blühtartig erkennen, wohin sie geraten sind. Und es mag sich bald herausstellen, daß nicht nur für diese ungebogen heimkehrenden, aus gebliebenen Desterreicher sorgen müssen, sondern daß wir ihre Sorge sind, falls wir es zu glauben, daß wir und sie ihre sechs kostbaren Jugendjahre verloren haben, nein, ein günstiger Schicksal hat sie aufgespart, um uns in der Zeit der größten sittlichen Not wieder Mitbürger zu beschenken, die imstande sind, uns an unsere alte Desterreicherei zu mahnen.

Wenn auch Dr. Burkhard Breitner schon eine Persönlichkeit war, als er von uns ging, und wenn auch Ausland dazu gehörte, um dieses Talent zur Entfaltung zu bringen, das Wunderhafte der leuchtenden Macht, die jetzt von ihm ausgeht und die ihm den fabelhaften Empfang von Tausenden ihm fremder Menschen zuteil werden läßt, entspringt dem Kontrast der Geradlinigkeit seiner Entwicklung zu der Krümmtheit der unserigen, des hellen Klanges seiner ungeborenen Moral zu dem brüchigen der hiesigen.

Daß Breitner in ganz Sibirien bis nach Japan ein berühmter Mann werden konnte, ist ein stammender Beweis für zwei immer wieder durch Zufälle verdunkelte Grundzüge: daß zu dauernden Ehren nur der Ehrenhafte gelangt und daß die Persönlichkeit sich überall rasch durchsetzt. Der amerikanische Handelskönig Armour sagte einmal in seinem Kontor angesichts der an Hunderten von Kulis arbeitenden Masse seiner Angestellten: „Nach vierzehn Tagen weiß ich von jedem, was er wert ist, und spätestens nach einem Jahre ist jeder dort, wohin er gehört.“

Sibirien hat unglaublich rasch gemerkt, was Burkhard Breitner wert ist, wenn es auch unglaublich lang gedauert hat, ehe er selbst eine Ahnung davon bekam: ein Symptom des Bewusstseins der Persönlichkeit, die nur intuitiv und nicht bewußt wirkt und fast ohne eigenes Wollen das der anderen bezwingt.

Erst im Anfang des Krieges ist er gefangen worden, noch jung, eben erst dreißigjährig, aber doch nicht, ohne sich bereits einen Namen gemacht zu haben. War er doch während seiner Studienzeit in Graz Dramaturg des dortigen Theaters gewesen, hatte er doch schon unter dem Namen Bruno Sturm zwei literarische Essays erscheinen lassen: „Die Spinne von Spara“ und „Gottweis“. Er war vor allem schon einmal im Krieg gewesen, im Balkankrieg, über den er bemerkenswerte Tagebücher veröffentlicht hat. Tagebücher, in denen „gottlob das Gegenständliche vom Kriege“ steht, denn jetzt hat er sich nur mit seiner erdigen Seite abgegeben.

Wissend, was Krieg ist, ging Breitner dennoch mit glühender Vaterlandsbegeisterung in seinen zweiten Krieg, als Arzt natürlich, aber in erster Linie als Patriot. Bemerkenswert dabei ist, daß er behauptet, er würde dies auch dann ehrlich betonen, wenn er hier durch den Novemberpazifismus hindurchgegangen wäre.

Nur er damals, im September 1914, durch Ungarn an die Front wollte, winkte ihm auf einer kleinen Station ein Bauer nach. „Dem sein Häußl zu erhalten, ist ein Menschenleben wert“, dachte er damals. Und auch heute sieht er darin die Verkörperung des Staatsgedankens.

Breitner bringt nämlich die österreichisch-ungarische Vaterlandsliebe unverjährt wieder mit. Und fängt jetzt, wo die Czechen und die Südslawen zur Entente gehören, an zu erzählen, wie patriotisch, wie heldenhaft, wie opferbereit für das damalige gemeinsame Vaterland seine czechischen, kroatischen, slowakischen und ungarischen Kameraden gewesen. Es klingt wie längst vergangene Taten.

Dr. Breitner hat aber die wesentliche Eigenschaft der geistigen Persönlichkeit, sich vollkommen klar und bewußt einseitiger Empfindungen zu erinnern und sie niemals — was immer sich auch geändert haben mag — abzuleugnen.

Diese österreichische Vaterlandsliebe war es auch, die Breitner zu dem gemacht hat, was er geworden ist. Der Heimat Ehre machen, war die geheime Triebkraft seines Handelns. Nur den Engländern konnten das im Ausland eigentlich nur die Desterreicher, denen das Zusammenhängen mit Universitäten die Fähigkeit gab, sich auch

Loszöst vom Rahmen des gewohnten Lebens in jeder

neuen Situation zurechtzufinden, während die meisten anderen Völker sich in das Prestige ihrer Nation kleiden mußten. Das ganze Spital, mit dem Breitner gefangen wurde, war allem sein Kollege Dr. Kuschera, der ihm noch lange treu zur Seite blieb, teilte diesen Ehrgeiz.

In Omsk waren sie auswaggoniert und in ein schlechtes Lager gebracht worden, unter schlechter Behandlung auch seitens der Ärzte und in tiefster Ungewißheit über ihr Schicksal. „Hier packte mich die Verzweiflung“, erzählt Breitner, „hauptsächlich wegen der Unmöglichkeit, etwas zu arbeiten. Man sah da — enblos — ohne Arbeit, stülpte die Schmach des Gefangenseins und dachte, nach Hause könne man so beschmutzt nie wieder zurück.“ Wie lange dieser arbeitslose Zustand gedauert habe? Sind dem Gefangenen dort Monate, Jahre ergolten? „Drei Tage“, fährt Breitner fort, „drei schreckliche tödliche Tage, nachdem wir zwei Wochen auf der Bahn herumgerollt waren. Fast gemütskrank war ich schon.“

Aber am vierten Tage kam ein Zug mit reichsadigen Gefangenen, fast alle schwerverwundet, zerstückt, mit abgerissenen Gliedern, „Was war das damals noch für herrliches Menschenmaterial, Knochen und Hänen, und darunter Maler und Pianisten mit abgeschossenen Händen! Dieser graufamste und wunderbarste Augenblick meines Lebens entschuldigt endgültig über mein Schicksal. Was nachher kam, war nur mehr Ausbau und Entwicklung. Damals wußte ich's: Helfen ist meine Mission. Nicht politisieren, nicht herumreden. Hilf ihnen, sagte ich mir. Und dieser Gedanke wuchs dann laminenartig an.“

Schon am ersten Tage, an dem er angefangen hatte, die Leute zu verbinden, stellten sich zwei merkwürdige Tatsachen heraus: erstens, daß unter den Russen es niemand wagte, ihn daran zu hindern, und zweitens, daß unter den Deutschen sich ein überwältigender Stimmungsumschwung vollzog. Das bloße Bewußtsein: es ist niemand da, der etwas macht, der sich kümmert, den man rufen, um Hilfe bitten kann, machte aus den tierisch Verstorbenen Menschen, verließ auch den am krampfhaftesten verzerrten Gesichtern einen glücklichen Ausdruck und machte in die armenhafteste Unordnung Disziplin.

So geschah es überall, so blieb es. Intuitiv erkannten alle, die mit Breitner zu tun hatten, daß er persönlich nicht zu treffen, nicht zu fassen sei, daß er keine verwundbare Stelle habe, weil es sich ihm nur um die Sache handelte, um welcher willen er da sei. Persönliche Schikane konnte ihm nicht anhaben, nicht aber die Sache bereiteln, die er vertrat. Sowohl die Russen als auch — und das hielt er für das Wesentliche — die eigenen Leute mußten ihm vertrauen, und Breitner wußte, daß man nur dann einem Menschen helfen könne, wenn man sein Vertrauen gewinnt. Da hieß es sofort und gründlich jedes persönliche Interesse beiseite. Wohl war er der einzige moderne Chirurg in Sibirien, und jedesfalls der erste, der den damaligen Stand der europäischen Chirurgie darhin verpflanzte, aber es war nicht seine ärztliche Kunst, die ihm die Macht über die Menschen gab, sondern seine menschliche. Unter Czechen lag dort ein Italiener, unter Deutschen ein Rumäne, die kein Mensch verstand, auch er nicht, aber solche Leute mußten zu lassen, daß Hilfe für sie vorhanden sei, das machte er zu seiner Aufgabe.

Fünf Wochen in Omsk genügte, um die Russen auf ihn aufmerksam zu machen und um ihre Unterstützung zu erzwingen, wie es denn um ihn herum niemals Partei- oder Nationalitätenhaber gab und er in den ganzen sechs Jahren nicht ein einziges böses Wort zu sprechen nötig war. Noch als auf der Heimfahrt eine Kette von Rotgardisten ihn als Reaktionär anging, wurde sie von seinen eigenen Leuten niedergeworfen, die ihr zuriefen: „Was immer er denkt und glaubt — diesem Menschen, diesem Mann lassen wir nichts zuleide tun!“

Schon nach jenen ersten fünf Wochen wurde ihm ein russisches Spital angeboten, er hätte nichts gebraucht, als sich als Slave auszugeben.

Breitner erwähnt nicht einmal, daß er es ausgeschlagen habe, sondern erzählt, daß er dann nach Nikols-Ussurijsk transportiert wurde, wo der Name Eisberg wie ein „Sejan, öffne dich!“ wirkte. Jeder halbwegs gebildete russische und japanische Arzt kannte ihn und Dr. Breitner erzählt, er habe sich mehrere Jahre mit diesem Namen tragen lassen, ehe seine eigene Persönlichkeit sich durchrang oder zumindest, ehe er sich dessen bewußt wurde. Der russische Generalstabsarzt Dr. Sonnenblick habe aus den 12.000 Mann, die frierend in äußerer und innerer Kälte zwischen nackten Mauern lagen, den Schüler Eisbergs herausgeholt und arbeiten lassen. Wenn auch der Russe durch den Mittelsmann von Eisberg lernen wollte, er hielt auch dann zu ihm, als er der Deutschfreundlichkeit demunziert wurde. Er fiel als Opfer der Revolution, aber auch seine Nachfolger konnten an dem durch ihn geschaffenen Zustand nichts ändern, Breitners Tätigkeit war zu notwendig geworden.

Damals war es noch die ärztliche und nationale Überlegenheit, noch nicht ausschließlich die moralische, die Breitner und seinen Mitarbeitern, die er sich aus seiner Lagergenossen herausbildete, die unantastbare Macht über die Russen verschaffte. Ihr intuitiver Stolz auf ihr Desterreichertum äußerte sich meist in einer negativen Kritik der dortigen Zustände. „So was kann auch nur in Rußland passieren“, pflegten sie zu sagen, sich an ihre Erinnerungen klammernd. Was natürlicher, als daß sie zusammenbrachen, als Desterreich zerfiel. Die Enttäuschung, die Erschütterung waren so groß, daß Breitner im Lager ein sittliches Debacle befristete. Abermals sagte er sich: „Hilf ihnen!“ Und nach harten Kämpfen rang er sich durch, kein Desterreicher mehr, aber ein Mensch zu sein.

Breitner war ein so fanatischer Desterreicher gewesen, daß er es volle vier Jahre hindurch starrsinnig ablehnte, auch nur ein russisches Wort auszusprechen, einen russischen Buchstaben lesen zu lernen. Während der dümmste Ignoranz im Lager bereits Russisch lauderdwälschen konnte, nahm er sich offenbar zu jeder Behörde einen Dolmetsch mit. Er sah in den Russen die Feinde

seines Vaterlandes und weigerte sich lange Zeit hindurch, Russen zu behandeln. Er dachte darin so primitiv wie seine Soldaten, die ihn scheel angesehen hätten, würde er einen Russen gerettet haben.

Breitner erzählt das, weil er so empfand, aber auch, weil ihm, der die Feinde wissen ließ, daß er sie solche betrachte, von ihnen trotzdem alles zugestanden wurde. Zur Befestigung auch der grimmigsten Feinde brauchte er nicht gegen sie zu kämpfen, sondern nur gegen sich selbst, weil, wer sich selbst in der Hand hat, auch die anderen in die Hand bekommt. Nirgends zeigte sich dies ungewisser als im Lande Dostojewskis. Breitners Grundzug war, sich auch in der letzten Ecke der Welt nicht gehen zu lassen, nichts Unreines zu tun, weil auch eine heimgebliebene Sünde dem Schuldigen das Unbefangene der Unschuld mächtiger ist als ein Bajonett. Breitner hat nie im Kriege außeracht gelassen, daß die Leidenschaft und der Gehorsam des Durchschnittsmannes genau so lange dauern, wie sein Vertrauen in den Führer, und daß ein unaufrichtiges wackler Instinkt auch in stumpfsten Fecht die Uhr des Vertrauens auf die richtige Zeit stellt. So hat Breitner mitten in der wildsten roten Flut sein Lager vor sich behauptet, trotzdem er unentwegt die Befestigungslose Unterwerfung des Mannes unter den Führer gefordert hat, weil er verstand, daß die Auffassung des einfachen Mannes vom Kommunismus darin besteht: „Niemand soll es besser haben als ich.“

So wies er auch die verlockendsten Anträge dankbarer reicher Patienten ab, mit ihnen im Wagen zu fahren, in ihrer Stadtwohnung Aufenthalt zu nehmen oder mit ihnen in einem feinen Restaurant zu speisen, trotzdem ihn, der jahrelang während der Spitalzeit mit den Genossen teilte, schon beim Vorübergehen an den Spiegelheben die Begierde quälte.

Breitner hatte nach dem Zerfall Desterreichs seine Wohnung, Russen zu behandeln, ausgeben, wenn auch

nach innerem Ringen. Da er mit dem Vaterlande auch die Feinde verloren hatte, sah er nunmehr seine Pflicht darin, als Mensch Menschen zu helfen. Freilich niemals als Berufsmensch zahlenden Patienten; niemals, weder direkt noch umgeschickt als Gabe für das Lager, hat er ein russisches Honorar berührt.

In dieser Zeit, da die Desterreichertum versank, blieb der Gedanke an eine Flucht, den er bisher leicht hatte wegschwenken können, immer länger an ihm haften. Hatte die Idee doch für Breitner, den jungen, kraftvollen, sportbeübten Mann von jeder den verführerischen Reiz des Abenteuerers gehabt und als Schluß dazu hatte seine Phantasie sich den Triumphzug der Heimkehr ausgemalt, nach welchem er sich in rein menschlicher und männlicher Natürlichkeit sehnte. Breitner scheint sich gar nicht, das offen zugeben. Auch hoffte ihn oft die Angst, die Fortschritte der Wissenschaft hoffnungslos zu versäumen. Aber jedesmal, wenn er der Krankenjaal betrat, erkannte er, daß er diesen Posten nicht verlassen dürfe. Das unbesehbliche Fluidum, das von ihm ausging, ließ jeden sofort fühlen, daß er da sei. Wohl hatte er tüchtige, hingebungsbereite und fanatisch ergebene Mitarbeiter, so daß er beruhigt ab und zu anderswo operieren konnte, aber kam er dann zurück, so war das Aufatmen seines Spitals so fühlbar, so dramatisch, daß er wieder den Gedanken an eine Flucht von sich wusch, so mächtige Seelenkämpfe er auch in ihm auslöste. Würde man ihm nicht sein Ausfahren in den sicheren Rest als Freiheit auslegen? Und der Vorwurf der Feigheit erschien Breitner auch nach dem Zusammenbruch der früheren Weltanschauung als die tiefste Schmach eines Mannes. Und eines Tages stieß er beim Grübeln auf einen entsetzlichen Verdacht gegen sich selbst: war er nicht am Ende wirklich feig, pugte er nicht sein Innerdunkeln mit edler Aufopferung auf und sagte nicht Eisberg stets: „Niemand ist unersetzlich!“?

In Breitner war der Offizier oft stärker als der Arzt, aber in Sibirien erfuhr er durch seine Mitarbeiter, einen Tiroler Feldwebel, einen Gärtner aus Floridsdorf und einen Bäcker aus Gänserndorf, daß immer das Urteil der unerblicklichen Umgebung das Richtige ist. Diese Wahrheit

lernt wohl jeder kennen, der in eine neue Lebenslage gerät, aber nur der bedeutende Mensch bewahrt auch noch, nachdem er sie verlassen hat, die Erinnerung an ihren Einfluß auf. Breitner weiß noch heute ganz genau, daß die Sorge darüber, was die Leute von ihm denken, wie seine Flucht sie aus dem Gleichgewicht werfen würde, den Ausschlag gab, während so mancher Frontkämpfer gar nicht ahnte, daß ihm seine Tapferkeit aus den Augen seiner Zuschauer erwuchs.

Aber so großen Wert Breitner auf die Meinung seiner Umgebung legte, gänzlich Besitz von ihm durfte niemand nehmen. „Man soll jedem gasliche Aufnahme, niemandem aber eine dauernde Heimstätte in seinem Herzen gewähren“, sagte er mit einem schönen Wort. Innerlich frei müsse der Führer bleiben, zerbricht ihn auch manchmal die Einsamkeit. Niemand dürfe er selbst mit den Leidenden leiden, mit den Verzweifelnden verzweifeln, nicht der Wilt leidige, nur der Starke sei fähig, Helfer zu sein. Gehe man auch innerlich zugrunde, nie dürfe man das vor Menschen zeigen, die an einen glauben sollen, und das jagt der Mann, der Berge verfest hat durch die Fähigkeit, Menschen an sich glauben zu machen.

Und so setzte er sich schließlich mit dem Wapfpruch seines Lehrers auseinander: „Mitarbeiter sind nicht unersetzlich, Führer aber doch.“ Und deshalb blieb er.

Daß seine Mitarbeiter ihn festhalten konnten, kam von seiner Entdeckung her, wie hoch spezialistische Fähigkeiten doch jeder Mensch bringe, wie hoch er ethisch stehe und wie weitvoll er werde, läßt man ihn sich am richtigen Platze betätigen. Nicht darin sieht Breitner also die vornehmste Aufgabe des Führers, diese Fähigkeiten zu finden — ringen sie sich doch so ertaunlich schnell von selbst durch —, sondern sie nicht zu hindern. „Hindert doch nicht fortwährend!“ begehrt Breitner leidenschaftlich von der Welt und diese Forderung ist das Hauptergebnis seiner sechs sibirischen Jahre. Versagte einer mit seinen Befehlen, so mahnte er immer wieder: „Schafft nicht so viel an, sie wollen ohnehin, was sie zu tun

haben, aber hindert sie nur nicht daran, denn das macht sie mühsam!“

Die Zertrümmerung der Solidarität der Weizen hat den Nuten auf so veränderte Grundlage gestellt, daß Breitner sich unbeeinträchtigt von ihr sein Urteil über die Japaner bildete, unter deren Vorkherrschaft ganz Ostsibirien steht. Ihm schien der japanische Staatsgedanke vor allem in seiner Art unerreichtbar und er bewunderte zwei japanische Soldaten, die nachts den betrunkenen Offizier nach Hause tragen und morgens ohne Wimperzucken stramm vor ihm stehen. Sie sehen eben die beste Methode, sich zu verteidigen, in der Unterordnung unter einen Offizier, und Breitner hat es sich gemerkt, daß sie die Sache von der Person zu unterscheiden wissen. Kühl und aufmerksam studierte Breitner alles, nur zum Schluss reißt ihn sein Temperament an, dem japanischen Kapitän des Heimkehrerdampfers zu danken, daß er seine Verachtung bezigte, als von einem Schiff „Hans“ herübergerufen wurde. Und doch dürfte dieser Japaner nicht von der Untugend, sondern nur von der Dummheit der Weizen hingerufen worden sein, die sich für den lachenden Dritten zerfleischen.

Daß Breitner seine eigenen Erkenntnisse einzeln nimmt, sondern von vielen neuen Wienern, die das verlernen haben. Aber die Stadt empfindet diesen Zustand gewissermaßen wie einen des Wartens, und sie war noch nie so bereit wie jetzt, dem Ruf des Guten zu folgen. Breitner hat gemeint, ein Opfer zu bringen, als er in Rußland blieb, aber das Schicksal wußte es besser, es bewahrte ihn davor, sich hier nutzlos zu verbräuen. Jetzt darf sogar wir ihm gern, wenn er uns führen will, und segnen uns danach, wieder solche Desterreicher zu werden, wie er einer geblieben ist. Breitner hat mit der Idee nach Hause, seine Mission erfüllt zu haben, und hier wird er nur zu bald erkennen, daß sie jetzt erst eigentlich beginnt, und daß alles nur ein Umweg zum eigentlichen Werke war. Rußland hat ihm erst alles geben müssen, ehe er sich Desterreich arben kann.